Der Alpenwald.

15) Eine Erzählung von Jakob Frey.

Der Mann verstand sich wirklich etwas auf die Witterung. Die Haufen standen noch lange nicht zur Hälfte aufgerichtet, als ein früher und ungewöhnlich hoher Schneefall Berg und Tal bedeckte.

Auf den geräuschvollen Sommer und Herbst, wie die Hinteralm noch keinen gesehen, kamen nun plötzlich die stillen, einsamen Wintertage. Die Arbeiten im Walde mußten sofort eingestellt werden, da die liegenden Stämme über Nacht tief unterm Schnee begraben wurden, der sogar bis zur Hälfte an die schon errichteten Haufen hinaufreichte. Auch an die Eröffnung einer Schlittenbahn, auf der das Holz zu Tal gebracht werden konnte, war vor der Hand nicht zu denken; der Schnee lag nicht nur zu hoch, er war bei der im allgemeinen noch milden Witterung auch zu weich, um Lasten tragen zu können. Dagegen hatte Christen im Taue noch mit seinem Käshandel zu schaffen, und durch seine Abwesenheit wurde es nur um so einsamer in seinem winterstillen Hause daheim. Dabei kam denn auch eine Sehnsucht, eine bange Bekümmernis um den Vater über Aenneli, die es nicht länger mehr zu bewältigen vermochte. Den Spätsommer und Herbst hindurch hatte es sich wohl noch beruhigen können, die täglichen Geschäfte brachten ihm Zerstreuung, und zudem wußte es, daß der Vater von jeher mehr im Gebirge als daheim gewesen. Wenn es etwa einmal aus den nähern Flühen herab einen Schuß knallen hörte, dachte es jedesmal mit wehmütigem Lächeln: „Das ist ein Gruß für mich — Gott grüß auch dich, Vater." Aber wie stand es jetzt, da der alte Mann in seiner einsamen Wohnung eingeschneit war? Konnte ihm nicht jede Nacht, jeden Augenblick ein Unfall begegnen, wo er hilfsbedürftig, vielleicht sterbend lag, ohne daß ein Mensch darum wußte? Das Kindesherz schauderte zusammen bei dem Gedanken, der Vater könnte schon gestorben sein, vielleicht schon tagelang eine Leiche, der keine Hand die Augen zudrückt, für die keine Sorge einen Sarg, ein Grab bereit hielte! —

Aenneli vermochte diese Angst nicht länger mehr zu tragen. Am Morgen, als Christen wieder ins Tal hinab wollte, hielt es ihn, da er schon die Türe ergriffen, bei der Hand zurück und sagte schüchtern: „Ich muß dich noch etwas fragen, Christen."

„Was ists?" gab er in der kurzen Weise, die er sich schon angewöhnt hatte, zurück.

„Ich möchte dich fragen, ob die Knechte nicht Bahn machen dürften zum Vater hinüber — ich muß ihn wieder einmal sehen."

Christen drückte die schon halb geöffnete Türe stark wieder zu und fragte nach einigem Besinnen: „Was hast denn Wichtiges, daß es so pressiert? — Ich mein, ein paar Tage könntest du es wohl daheim bei den Kindern aushalten."

„Wichtiges weiß ich gerade nichts," erwiderte Aenneli wehmütig, „und die lange Zeit her konnt' ich's wohl auch aushalten, ohne ihn zu sehen; aber jetzt, seit es geschneit hat, habe ich so Angst, es möcht' ihm etwas begegnen und ich wüßt' es nicht einmal."

„Die lange Zeit her," entgegnete Christen fast höhnisch und die Türe ungeduldig wieder anfassend, „wie lange wird's sein, daß du ihn nicht gesehen hast!"

„Seit er wieder hinübergegangen ist — es sind heute gerade fünf Monate und drei Tage, Christen."

„So — seit dem Tag hast du ihn nie mehr gesehen?"

Bei dem Tone, mit dem diese Worte gesprochen wurden, senkte Aenneli das Gesicht etwas tiefer auf die Brust herab; es spürte, daß ihm die Tränen in die Augen kommen wollten, und doch hatte es sich vorgenommen, fest zu bleiben, und wenn die Bitte nichts helfen würde, einmal ein ernstes, entschiedenes Wort zu wagen. Christen deutete dieses Schweigen in seinem Sinne, drum sagte er hart: „Hör du, worüber ich dich nie gefragt, brauchtest du mir auch keine Antwort zu geben; aber jetzt, da du selbst von der Sache angefangen, will ich nicht, daß du mich anlügest."

Bei diesen Worten richtete sich die niedergebeugte Gestalt Annelis plötzlich hoch auf, und aus dem eben noch tränenfeuchten Auge blickte ein Schein, vor dem der Mann den eigenen Blick unwillkürlich senken mußte. „Was sagst du, anlügen?" rief Aenneli mit gepreßter Stimme, „seit wann glaubst du, daß ich dich in meinem ganzen Leben je einmal angelogen hätte?"

„Wenn auch noch nie, doch jetzt," erwiderte Christen, „seitdem du mir weismachen willst, du habest den — deinen Vater nie mehr gesehen, seit er von uns ausgezogen ist."

Aenneli bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und brach in lautes Weinen aus. „Ja, Gott seis geklagt," schluchzte es, „daß ich dir zu lieb meine Kindespflicht gegen den guten alten Mann so lange vergessen konnte — ich werde es nicht mehr tun." Der aufrichtige Ton der Entrüstung, mit dem es den Vorwurf der Lüge zurückgewiesen, und der tiefe Schmerz, der aus den unaufhaltsam strömenden Tränen sprach, konnten an dem Herzen des Mannes nicht spurlos vorübergehen. Nach einigem Zögern trat er näher und sagte, die Hand auf seines Weibes Schulter legend: „Aber höre, wenn du wirklich seit jener Zeit nie mehr bei deinem Vater gewesen bist, so konntest du ja auch nicht wissen, was er gegen mich im Schilde führte." — „Das wußte ich auch nicht," erwiderte Aenneli, die Augen zwischen Tränen zu Christen aufschlagend, „und mußte immer lange hintendrein von fremden Leuten erfahren, was geschehen. Nicht einmal du sagtest es mir."

„Ich glaubte, du wüßtest alles von mir," gab er nachdenklich zurück, „aber wenn's so ist, können die Knechte meinetwegen Bahn machen, nur sag mir nie etwas von deinem Vater, wenn's nicht sein muß — er hat recht, wir passen nicht zusammen."

Reue der Männer.

Als der Franz und der Fritz das letzte Blättchen gelesen — Ist's ihnen, was drin stand, nicht gleichgültig gewesen — Sie haben sich gehörig auf die Lippen gebissen — Ob dessen, was die Damenwelt sie ließ wissen — Und gründlich sich hinter den Ohren gekratzt — Da ihre Sache nun doch ganz verratzt — Wie sie doch so ungeschlacht konnten sein und dumm — Im Vergleich mit dem Amtsrichter Fitzlibum — Der doch in jedwedem Damenkreis — So fein sich immer zu benehmen weiß — Wir hören nicht von ihm, daß er geraucht — Und in den Dreck die Stiefel getaucht — Mit ihnen nach Tisch auf seinen Decken — Sich habe zu einem Schläfchen woll'n strecken — Noch, daß er gebrummt, wenn er erkannt — Die Schmitzsche Suppe wär' angebrannt — Im Gegenteil, dankbar habe er jeden gepriesen — Wer immer ihm etwas Gutes erwiesen — Er habe gegessen, er habe getrunken — Und nebenbei sei doch ganz er versunken — Geblieben in all die freundlichen Worte — Die man gesprochen im Saal, an der Pforte — Gar hab' er eine Dankesvisite gemacht — Und dabei die freundlichsten Sprüche gesagt — Der Mutter, den Töchtern, des Hauses Mann — Und wie er da alle Herzen gewann — Für Fritz und Franz war drum nicht erledigt — Der Damen kräft'ge Gardinenpredigt — Sie haben vielmehr den Vorsatz gefaßt — Alles, was immer den Frauen verhaßt — Im Zukunft nun auch recht sorgsam zu meiden — Sie wollten, so sagten beschämt sich die beiden — Von nun an wie früher, in besseren Tagen — Den Fräuchen auch wieder den Sonnenschirm tragen — Sie nicht, wie bisher, allein lassen schreiten — Als hätten sie ihnen nichts mehr zu bedeuten — Nein, wie sie einst die Braut so zart wollten hüten — Woll'n auch dem Frauchen den Arm sie wieder bieten — Und nicht so feindlich, wie Spätzchen und Kätzchen — Gesinnt sein gegen ihr liebes Schätzchen — Im Gegenteil, auf beiden Händen woll'n tragen — Sie ihre Frauen in künft'gen Tagen — Sie hoffen, die Damen würden noch einmal verzeihen — Wenn sie so demütig ihre Fehler bereuen.

Nehmt's mir nicht übel, wenn ich mir gestatte — Im Blättchen zu schließen nun auch die Debatte — Ich hoffe, niemand hat übel genommen — Was hier ihm ist zu Gesichte gekommen — Was gibts Neues? die Leute doch immer fragen — Da wollte das Blättchen das Neueste sagen — Und wenn die Politik heut doch gar so dumm — Wer hört' denn nicht gern was vom Fitzlibum — Der doch so glücklich die Berta gemacht — Seitdem er sie heim nach Kassel gebracht?

Güldene Brockensammlung.

Manch Leserin hat neulich herzlich gelacht — Als wir im Blättchen die Mitteilung gebracht' — Was wir einem reichen Fräulein gesagt — Das uns vertraulich um Rat gefragt — An welches Plätzchen im Testament — Sie setzen solle, was es verwend'n — Gern wolle für einen guten Zweck — Und wie wir geantwortet: Seid doch nicht geck — Laßt ja aus dem Testamente die Sachen — Die Ihr wollt für gute Zwecke vermachen — Gebt jetzt, denn was Ihr im Leben getan — Das frühet später den Erben kein Hahn — Wir sagten: Die Dam' hätt' für guten Rat — Sich höflichst bedankt, sei geschritten zur Tat — Und habe gleich dem Bonifatiusverein — Gebracht dreihundert der blauen Schein' — Ach, hätten manch' Rentner und Rentnerinnen — Für solchen Plan sich lassen gewinnen — Denn unbarmherzig die Steuer jetzt raubt — Was sie für ganz unverlierbar geglaubt — Jetzt denken sie wohl, 's wär besser gewesen — Wie früher wir immer im Blättchen gelesen — Gut's solle man tuen in seinem Leben — Jetzt heißt's: Franzosen und Briten gegeben — Doch ist es, scheint's mir, noch heut' nicht zu spät — Denn die Steuerschraube noch weiter sich dreht — Und läßt noch ferner, so möcht' ich vermuten — Den dicken Geldbeutel tüchtig bluten — Drum bleib' ich auch heute bei meinem Meinen — Es will mir klug und vernünftig scheinen: — Anstatt, dem Herrn Fiskus alles zu bringen — Gib, was zu viel, wohltätigen Dingen — Ich wenigstens würde viel lieber sehen — Ein Sümmchen von mir verzeichnet stehen — Im lieben freundlichen Sonntagsblatt — Als daß der Mann mit der blauen Mütze — Mir zeiget des Steuerzettels Spitze — Mit diesem Sümmchen freundlich verziert — Wenn er ihn nächstens mir präsentiert!

Kloster Marienberg, Neuß, Glockhammer.

Von Neuß ungenannt 10 Mark. — Von Gohr 15 Mark in Silber. 4 Frank in Silber. — Aus der Umgegend 1 silberne Uhr und 1.50 Mark in Silber. — Von Uedesheim ungenannt 5 Mark in Silber und 1 Mitra. — Von Grimlinghausen 10 Mk. in Silber. — Ungen. 6 Mark in Silber.

42 Mark für 2 Heidenkinder Johannes und Aloysius. — 21 Mark für 1 Heidenkind Augustinus aus der Bewahrschule der Marienpfarre. — 21 Mark für 1 Heidenkind Josef Antonius Ritter von Neuß. — 21 Mark für 1 Heidenkind Maria Magdalena. — 21 Mk. für 1 Heidenkind Winand. — 21 Mark für 1 Heidenkind Josef von Orken. — 21 Mark für 1 Heidenkind Elisabeth von Neuß. — 21 Mark für 1 Heidenkind Wilhelm Anton.

Annahmestelle in Viersen:

Ehrw. Schwestern im Waisenhaus zu Viersen

kamen ein:

Von Viersen ungenannt 1 Kriegsmedaille. — 1 goldenes Kreuzchen. — 1 Medaille. 5 Mark in Silber. — 1 kl. Brückchen. — 1 Uhr. — Von Lobberich 1 silberne Kette. — Von Viersen ungenannt 1 Mark in Silber. — 1 gold. Kreuzring. — 1 Mark in Silber. — 2 ausländ. Silbermünzen. — 50 Pfennig in Silber. — 10 Mark in Silber. — 1 silberne Kette und Kleinigkeiten. — 6 Mark in Silber. 1 Paar gold. Ohrringe. — 1 silb. Kettchen. 2 silb. Medaillen. — 1 kl. Brückchen. — 10 Mark für die Diaspora. — 1 silb. Kreuzchen. — 2 gold. Ringe einige Steinchen. — Alte Münzen. — 3 Mark für die Diaspora. — 5 Mark für die Diaspora. — 1 Goldstück (10 Mark). — Von Neuß ungenannt 1 gold. Ring, 50 Pfennig in Silber. — Von Viersen von A. H. 3 Mark in Silber. — Ungenannt 1 Heidenkind Franz 21 Mark. — Gereon 21 Mark. — Heinrich 21 Mark. — Agnes 21 Mark. — Maria 21 Mark. — Johannes 21 Mark. — Anna 21 Mark. — 4 Heidenkinder Peter, Gertrud, Karl und Aloysius 84 Mark und 16 Mark für die Diaspora. — Von Viersen ungenannt 1 Heidenkind Maria 21 Mark und 5 Mark für die Diaspora. — Antonius 25 Mark. — 4 Heidenkinder 100 Mark. — 2 Heidenkinder 50 Mark Johannes und Johanna. — Gertrud 21 Mark. — Peter 21 Mark. — Hermann 21 Mark. — Christian 25 Mark. — Anna 21 Mark. — Maria 21 Mark. — Johannes 21 Mark. — Maria-Thekla 25 Mark. — Katharina 21.50 Mark.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei, Neuß.



Nr. 36. Sonntag, 5. September. 1920

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 5. September: **Schutzengelfest.**
Montag, den 6. September: Magnus.
Dienstag, den 7. September: Regina.
Mittwoch, den 8. September: **Mariä Geb.**
Donnerstag, den 9. September: Korbinian.
Freitag, den 10. September: Nik. v. J.
Samstag, den 11. September: Protus.

Sonntagslesung.

R. hat für eine Person des anderen Geschlechtes lebhafte Zuneigung gefaßt. Nun ist ihm kein Weg zu weit, keine Zeit zu kostbar, kein Geschenk zu wertvoll, keine Mühe zu groß, wenn es gilt, der betreffenden Person zu dienen. Wir sehen, was es heißt: lieben, und was die Liebe vermag. R. kann hiernach ganz gut bemessen, wie viel Liebe er überhaupt habe. Zwar zweifelt er nicht, daß er ein guter Christ sei, allein wo ist seine Christenliebe? Wie weit geht er für einen Kranken oder Fremden? Wie viel Zeit opfert er dem Freund oder Nachbar? Wie groß ist das Geschenk, das er dem Armen gibt oder dem Waisen? Wie viel Mühe läßt er es sich kosten, um die Witwe, um die Ratlose oder Gebeugte zu schützen oder zu trösten?

Exerzitienbetrachtungen.

XXXII.

Geschichte der Sünde.

VI.

Wir erkannten im letzten Artikel als eine dritte Ursache der Sünde den Mangel an Offenheit gegen die Eltern und den Beichtvater, heute wollen wir noch auf einen vierten Punkt aufmerksam machen, den Mangel an Gebet.

Es ist wohl unnötig, auch nur ein Wort zu sagen über die Notwendigkeit des Gebetes im Allgemeinen. Wir wissen, daß das Gebet in der gegenwärtigen übernatürlichen Heilsordnung die von Gott gesetzte Bedingung zur Erlangung der Gnade ist. Und da die letzte zur Seligkeit notwendig, so auch das erste, das Gebet. — Wir wundern uns darum nicht, wenn der göttliche Heiland sagt: „Man muß allzeit beten und nicht davon ablassen." Deshalb bemerkt der hl. Chrysostomus: „Nicht beten und das Heil seiner Seele verlieren ist ein und dasselbe." Und der hl. Alfons: „Die ganze Angelegenheit unseres Heiles hängt vom Gebete ab. Wenn wir beten, so ist unser Heil sicher; beten wir aber nicht, so ist unser Verderben gewiß." In demselben Sinne sagen die Heiligen wieder und wieder: Nicht beten und doch selig werden wollen, das sei ebensoviel als Gott versuchen und ein Wunder von ihm verlangen; ebensoviel als ohne Licht sehen, ohne Zunge reden, ohne Ohren hören, ohne Füße gehen wollen.

Diese allgemeine Notwendigkeit des Gebetes wird doppelt notwendig für den Sünder. Er hat durch die Sünde sich des übernatürlichen Lebens, der heiligmachenden Gnade beraubt. Kann er die sich selbst wieder geben? Nein. Er hat sich freiwillig in die Sklavenketten der Sünde schlagen lassen, kann er aus eigener Kraft diese Sklavenketten wieder brechen? Keineswegs. Mit einem Worte: kann er sich bekehren ohne Gnade? Nein? denn es ist ausdrückliche Lehre der hl. Kirche, daß dies nicht der Fall sein könne. Und diese Gnade gibt Gott dem Sünder in der Regel nur durch das Gebet.

Ich sage in der Regel: Bekehrung ohne Gebet mag als Wunder der Barmherzigkeit hie und da vorkommen. — Aber auch da wird das Gebet in irgend einer Weise seine Stelle haben. Saulus selbst hatte sicher nicht gebetet, als ihn die Donnerstimme niederschmetterte: „Saulus, Saulus, was verfolgst du mich?" Aber hatte nicht vielleicht der unter seiner Mitwirkung gesteinigte Stephanus im Himmel für ihn gebetet? Und wenn wir an die hl. Monika und Augustinus denken, dürfen wir dann nicht annehmen, daß die Gebete und Tränen mancher Eltern, namentlich frommer Mütter, ihren verirrten Söhnen und Töchtern endlich oft erst im entscheidenden Augenblicke des Todes, die Gnade der Bekehrung erflehen? Aber immerhin sind solche Bekehrungen selten, eine Ausnahme von der Regel, und es wäre vermessen, für sich darauf zu rechnen. Der Sünder muß selbst für sich beten. „Wie der Vogel im Neste, der noch hülflos daliegt," sagt der fromme Ludwig von Granada, „zu den Alten um Hülfe rufen muß, so muß der Mensch, welcher der Gnade beraubt und darum Hülfe braucht, zu Gott rufen."

Groß ist das Unglück eines Menschen, eines Christen, auf dem die Last schwerer Sünden ruht. Aber die volle Größe dieses Unglücks besteht darin, wenn man nun auch aufhören würde, zu beten. So lange man in dem Zustande nicht wieder anfängt zu beten, so lange wird man sich auch nicht bekehren, sondern in den Sünden fortleben, vielleicht darin sterben. Fängt man aber wieder an demütig zu beten, so ist die Bekehrung gesichert durch die Gnade dessen, der gesagt hat: „Ich will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe."

Nicht weniger notwendig ist das beständige Gebet zur fortgesetzten Bewahrung vor dem Rückfalle in die Sünde und folgerichtig für die unschätzbare Gnade der endlichen Beharrlichkeit. Mahnt doch der göttliche Heiland seine Jünger: „Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet." Also schon zur Bewahrung vor der Versuchung durch Gottes liebevolle Vorsehung ist das Gebet notwendig. Wie viel mehr, um die wirklich eingetretene Versuchung zu überwinden! — Und darum soll die alle unsere Tage und oft im Tage zu wiederholende Bitte eben diese sein: Führe uns nicht in Versuchung. Befreie uns von dem Uebel? Gibt uns nicht vielleicht das eigene Leben die beste Antwort darauf?

Wir hatten gesündigt, schwer. Vertrauensvolles Gebet erflehte uns die Gnade einer würdigen Beichte und Kommunion. Ernst war unser Vorsatz, Gott freiwillig mit keiner Sünde wieder zu beleidigen und auch die Gelegenheit zur Sünde zu meiden. Wie lange hieltest du den Vorsatz? So lange als du regelmäßig betetest. So lange warst du mutig und stark, selbst in heftigen Versuchungen, mit welchen innere und äußere Feinde gegen dich anstürmten. Als du aber im Gebete lau und kalt wurdest, als du es bald ganz unterließest, da wurde auch dein Verstand wieder umnachtet, dein Herz von Gott wieder zur Welt hingezogen, dein Wille schwächer und schwächer. — Das war der Augenblick, worauf der böse Feind gewartet. — So lange du betetest, trugst du noch die Rüstung Gottes und warst darin stark, sobald du die ablegtest, standest du ohnmächtig und waffenlos vor deinem Feinde, der dich schnell wieder überrumpelte und zu Boden warf.

Wollen wir uns also die Gnade der endlichen Beharrlichkeit sichern, uns vor Rückfällen hüten und in Gottes Gnade sterben, dann müssen wir beharrlich bleiben im Gebete. Die Gnade der Beharrlichkeit ist eigentlich nichts anderes, als eine ganze Kette von einzelnen Gnaden. Und dieser muß eine Kette von Bitten

entsprechen. Lassen wir in die Kette von Bitten eine Unterbrechung kommen, so unterbrechen wir gleichfalls die Kette der Gnaden, die uns zum Himmel ziehen soll. Deshalb sollten wir niemals die Worte des göttlichen Heilandes vergessen: „Man muß allezeit beten und nicht nachlassen." Wir wollen die im Vorhergehenden entwickelten Gedanken noch an einem Beispiele veranschaulichen, an der Verleugnung des Herrn durch den Apostel Petrus. — Eine der wichtigsten Ursachen dieses Falles war der Mangel an Gebet.

Wir wissen aus der Leidensgeschichte Jesu, daß, als er in der Seelenangst des Oelgartens diese Traurigkeit seinen Aposteln klagen wollte, er sie schlafend fand und wie er tadelnd zu Petrus spricht: „Simon, du schläfst, habt ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen können?" — Bevor Christus in den Oelgarten eingetreten war, hatte er den Aposteln mit bestimmten Worten gesagt, daß jetzt die Stunde der Versuchung geschlagen habe, daß jetzt die Gefahr drohe, von ihm abzufallen, den Glauben zu verlieren, ihn zu verleugnen, darum hatte er ihnen den ausdrücklichen Befehl gegeben, während seiner Abwesenheit zu wachen und zu beten, um durch Anwendung dieser Mittel die drohenden Versuchungen zu überwinden. Sie taten aber weder das eine noch das andere, sie schliefen. Petrus sah es auch wohl ein, daß er den Tadel verdient. „Denn sie wußten nicht," sagt der Evangelist, „was sie antworten sollten." Was hätten sie denn auch zur Rechtfertigung vorbringen können? Wenn's zum Fischfang ausging, konnten sie die ganze Nacht wachen: „Herr, wir haben die ganze Nacht gewacht." Und jetzt, wo es noch früh am Abend war, und sie sich eben noch beim Abendmahle gestärkt hatten, fangen sie gleich an zu schlafen.

Das war keine gute Vorbereitung auf die Stunde der Versuchung. Und doch, wie manche von uns sind darin dem Petrus ähnlich? Wenn es sich um sittengefährliche Freuden und Vergnügungen handelt, für die Befriedigung ihrer sinnlichen Lüste, ja für alles, was sie auf böse Wege bringen kann, opfern sie ganze Nächte. Frägt man sie aber, warum warst du so viel Sonntage nicht in der hl. Messe? — Ich habe mich verschlafen und da konnte ich später nicht mehr hinein gehen. — Wenn es einen Polka oder Walzer zu hören und zu tanzen gibt, dann schlafen sie nicht ein, auch wenn es in dem Saale zum Ersticken heiß ist, aber während der Predigt im Sommer, nicht wahr: In langen Reihen sieht man in den Bänken die schlafenden Jünger sitzen. Allerdings, die Predigt ist auch nicht gerade immer eine Musik, die den Ohren und dem Herzen schmeichelt.

Petrus hatte auch das zweite nicht beobachtet, nicht gebetet. Darum war er der Versuchung nicht gewachsen. Wenn das Schifflein versinken wollte, wenn sie die großen Wellen sahen und den Untergang fürchteten, dann hob auch er die Hände zum Herrn und rief mit den andern Aposteln: „Herr hilf, wir gehen zu Grunde." Jetzt aber, wo seiner Seele Gefahr droht, da ist er zum Beten nicht aufgelegt. — Doch beurteilen wir auch da den Apostel nicht zu strenge. Denn machen wir es nicht vielfach gerade so? Im Kreuz und Leid, bei drohenden Unglücksfällen erhebt man seine Hände zum Himmel, zur Stunde der Versuchung aber, gerade dann, wenn das Gebet am notwendigsten ist, wird es unterlassen. — „Ei, was soll ich da viel beten, warum öfter beichten? Vom Beten und Beichten hat man nicht zu leben," sagt spöttisch mancher Sohn, der noch kaum den Fuß in die Welt gesetzt hat. „Ich wüßte nicht, was ich immer beichten sollte," witzelt ein hochmütiges Töchterlein, das noch kaum der Schule entwachsen, der Eitelkeit und dem Vergnügen nachjagt. Und siehe da, mit dem Beten hört man auf an Gott zu denken, mit dem Beichen hört man auf, sein Gewissen zu erforschen, die Neigungen zu beherrschen.

Nachruf an den Heißgeliebten.

(Aus der Mappe einer 83jährigen.)

Nur einer ist's, nach dem ich oft verlange, — Mag es nun Morgen oder Abend sein; — Freudig hab' ich manchmal ihn empfangen, — Auch war ich gern mit ihm allein. — Er kam weit her aus heißen Zonen — Und glänzend braun war sein Gesicht, — Er wußte meine Lieb' zu lohnen, — Denn einzig war er nur für mich. — Wir lebten einig, viele Jahre, — Auch Zank und Streit blieb immer fern. — Ich wußt' mir seine Gunst zu wahren. — Den Braunen hatt' ich wirklich gern. — Ich liebte ihn recht heiß, den Guten, — Doch kam er einmal kalt herein, — Da blieb auch ich bei kaltem Blute, — Wie konnte das auch anders sein. — Doch endlich kam er um sein Leben — Durch einen Sturz, der arme Tropf; — Ich denk' noch oft daran mit Beben, — An meinen lieben, braunen Kaffeetopf.

Wallfahrt nach Kevelaer.

(Plauderei.)

Die Wallfahrtszeit ist wieder gekommen. Schon viele Prozessionen aus den Dörfern haben der lieben Gottesmutter in Kevelaer ihren Besuch gemacht. Am 9. September tritt auch die Neußer Prozession ihre 4tägige Fußwanderung an.

Das Reisen ist heute teuer. Die Eisenbahn verlangt ihr Geld, und wenn man irgendwo zu Mittag speisen oder übernachten muß, merkt es gleich das Portemonnaie.

Dazu kommt, daß gerade die Klasse von Leuten, die sich gerne bei der Muttergottes einfindet, die Leute des Mittelstandes, heute in erster Linie mit ihren Groschen rechnen müssen. Wollte man die Kevelaerpilger nach ihrer Zugehörigkeit zu Stadt und Land auszählen, so sollte man eigentlich annehmen, die Landleute, die doch durchgehends durch Gärten und Aecker gute Jahre gehabt haben, müßten, wie die Israeliten zum Laubhüttenfeste, sich in erster Linie gerne an dem Gnadenorte Kevelaer, wo eine so innige Gebetsstimmung herrscht, einfinden, um für alles Gute Dank zu sagen.

Aber auch die frommen Stadtbewohner werden in dieser unserer traurigen Zeit einen besonderen Zug nach Kevelaer verspüren. Die Stadtmauern, das Häusermeer, die Straßen, auf denen das Menschengewoge jeden Schritt hemmen, machen ja an und für sich schon das Herz dem Menschen enge und erst unsere Zeit mit all den Aengsten, den leiblichen Sorgen und dem seelischen Druck, der auf allen liegt, nimmt einem vollständig den Atem. Da hat denn eine solche Wallfahrt schon allein vom natürlichen, wir wollen einmal sagen gesundheitlichen Standpunkte ihre hohe Bedeutung.

Was muß das für die Neußer Pilger, denn Pilger sind ja eigentlich die, welche an der Fußprozession teilnehmen, und das gilt auch für die Pilger aus andern Städten, eine Erquickung sein, wenn sie hinter Neußerfurth allem Rauch der Kamine, allem Klingeln der Elektrischen, dem Rasseln der Wagen, dem Drängen der Straßenmenge entflohen sind, und nun, von dem Gesang der Lerchen begleitet, durch den taufrischen Herbstmorgen schreiten, schöne schattige Straßen ziehen, über ihren Häuptern die rauschenden Wipfel der Linden.

Zur Linken und Rechten die Felder, auf denen auch für den Städter die Körnerfrucht und damit das tägliche Brot gewachsen ist, die drallen Rosse und hinter dem Pflug den Knecht, die nämlichen Felder von neuem zu bestellen, und hinter ihnen schreitet schon der Saemann, neuen Samen in die Furchen zu werfen.

In den Gärten stehen die Leitern an den Bäumen, in deren Kronen junge Burschen sitzen, die rotwangigen Aepfel herabzuholen und in die großen Körbe zu bringen. Und schon sieht man hier und da den Einen und Anderen, allerdings etwas früh, die prächtigsten Kartoffeln aus dem Boden heben.

Und droben ziehen die weißen Sommerfäden, den Herbst zu künden, und in hoher Luft wallfahrten in langer Prozession die Wandervögel schon dem Süden zu.

Man wird sagen: „Das soll wohl eine schöne Wallfahrt sein, wenn die Pilger das alles sehen und sich daran auf der Pilgerfahrt erfreuen wollen." Aber warum denn nicht? Ich halte das für keine Zerstreuung, sondern für eine Sammlung. Denn seht ihr nicht, daß überall an der Straße ein Weg- und unter den zwei Linden dort im Felde ein Hagelkreuz steht, und aus jedem Dörfchen ein Kirchturm seinen Finger in die Höhe streckt und spricht: sursum corda, hinauf die Herzen, und dann wie in der Präfation uns das Haupt neigen und beten läßt: gratias agamus Domino Deo nostro, Lasset uns Dank sagen Gott unserem Herrn?

Bei einer feierlichen Prozession ist ja sehr oft ein Musikkorps, das die Waller begleitet und zu ihren Liedern spielt. Ist denn nicht all das Genannte auch wie Feld- und Waldmusik, die auch die frommen Muttergottesweisen mit den verschiedensten Instrumenten begleiten will?

Und wenn dann das Wetter schön geblieben ist auf der Reise, welche Freude, wenn man da auf einmal den Gnadenort erblickt, die Fahnen entrollt werden, die Glocken anfangen zu läuten und nun unter den Klängen der Kevelaerkapelle die Pilger einziehen in das liebe Städtchen, in die Gnadenkapelle, in die herrliche Kirche, in die ernsten Beichthallen, alles Orte, die so liebe Erinnerungen wecken.

Wir wollen nicht weiter schildern, denn, wenn wir die Pilger soweit gebracht haben, dann fängt ihr Herz selber an zu pochen und zu reden, und das weiß viel schöner und inniger zu jedem einzelnen zu sprechen, als wenn wir noch so schöne Worte hierher setzen würden.

Also, ihr lieben Bewohner von Neuß, Viersen, Süchteln und alle, die zu unserem Leserkreis zählen: Auf nach Kevelaer! Glückliche Wallfahrt!

Die Sänger erwachen in Busch und Hag,
Und preisen den Schöpfer am frühen Tag,
Die sündenlosen, die kleinen Vöter
In grüner Saat und im blauen Aether:
Das ist Feldmusik und Waldmusik,
Und die schönste, die beste Musik erschallt
In Feld und Wald.

Die Pilger schreiten durch Wald und Feld,
Vergessen für Tage die Stadt und die Welt,
Den Pilgerstab in den rüstigen Händen
Sie froh ihre Schritte nach Kevelaer wenden.
Und in den Herzen, da klingt's wie Musik:
Die schönste, die beste aber erschallt,
Wenn jetzt ihr Schritt in das Städtchen wallt.

Sinnsprüche aus Freidanks Bescheidenheit.

Wer drei Dinge wohl bedächte,
Der miede wohl, daß Gott ihn ächte.
Was er war und was er ist,
Und was er wird in kurzer Frist.

So sprechen, die da sind begraben
Zu den Greisen und zu den Knaben:
„Was ihr da seid, das waren wir,
Was wir nun sind, das werdet ihr
Ihr alle kommet zu uns eh'r,
Als wir zu euch, das merket sehr.

Mit des Wuchers Pflug gehts also zu
Er feiert nicht, pflegt nie der Ruh'
Des Nachts gewinnet er so viel
Wie über Tag, wer's merken will.
Er gewinnet immer zu
Wenn alle Welt auch pflegt der Ruh.

Es kann der Welt nichts Süß'res sein,
Als nur das eine Wörtchen: Mein.

Heute lieb und morgen leid,
Das ist der Welt Beständigkeit.

Wer Sündenbuß' fürs Alter spart
Der hat die Seele schlecht bewahrt.

Ein falscher Mann denkt immer schlecht
Von andern, tun sie noch so recht.

Ueppig Kleid und leck're Speise
Machen manchen Mann unweise.

Fronleichnamsprozession in der Diaspora.*)

Wie freut sich ein katholisches Herz auf Fronleichnam. Alles voll heiligen Jubels und Festesglanz. An dem Tage empfindet auch der alte Diasporakatholik noch seine religiöse Zusammengehörigkeit. Wie erst der Priester! Und doch gibt es auch eigenartige stille Priesterfreuden, Prozessionen ohne äußeren Glanz, aber voll gesegneter Weihe. Es kam mir wie eine Fügung Gottes vor, als gerade in den Fronleichnamstagen von der entlegensten Station der Ruf zum Kranken erging. Nun will der Heiland doch seinen Segensgang durch die Gemeinde machen, dachte ich. Ehrfürchtig barg ich das höchste Gut an meiner Brust, nicht in strahlender Monstranz, nicht unter Glockengeläut und bei erhabenem Lobgesang, nein, ganz still und ungesehen verläßt der Heiland den Tabernakel. Still gehe ich durch die Straßen der Stadt. Wie viele Menschen strömen an einem vorüber. „Mitten unter euch," sagte der hl. Johannes, „weilt der, den ihr nicht kennt." Ein 16jähriger Junge aus der Gemeinde begegnete mir bei einer anderen Gelegenheit, kam auf mich zu und wollte mich begrüßen. Ich sagte: Karl, ich habe das heilige Sakrament bei mir. Wie eine Bildsäule blieb der Junge stehn, nahm so auf der Straße die Mütze vom Kopfe und ließ mich vorüber gehen. Ich lenkte meine Schritte zum Bahnhof. Er liegt zu Füßen des alten Bischofsdomes, in dem gewiß 400 Jahre lang der katholische Gottesdienst gefeiert worden war. Nun ist seit 400 Jahren das ewige Licht in seinem Innern erloschen. Aber die Liebe Gottes hat nicht aufgehört. Sie sucht sich auf dem Wege der Armut wieder Zugang zu den Herzen der Menschen. Im Zuge traf ich es gut. Ein kleines Abteil war unbesetzt. So konnte ich ungestört dem Heiland meine Andacht darbringen. Inniglich bat ich um Segen für alle Bewohner, daß die Gnade des wahren Glaubens ihnen wieder zu teil werde. Wehmut beschlich das Herz jedesmal, wenn eine der alten Dorfkirchen am Horizont auftauchte, wo so lange das hl. Sakrament geweilt hat. Noch sind es dieselben Mauern, noch zum Teil die alten Altäre, die den Weihrauchduft aufgenommen, die den hl. Gesängen gelauscht, die das hochwürdigste Gut in ihrem Innern beherbergt haben. Warum hat die Bosheit der Menschen den kostbaren Schatz vertrieben? O, welch ernste Mahnung für unsere Zeit, und für jeden Menschen, das in Demut und Reinheit zu bewahren, was Gott ihm gegeben, damit er uns nicht die Krone nehme. In N. mußte ich umsteigen. Da bin ich richtig in der Mitte, gleich weit von allen benachbarten Kirchen entfernt. Die Katholiken, die hier vereinzelt wohnen, sind nicht verpflichtet, regelmäßig zur Kirche zu gehen, weil die Kirche zu weit, aber welch ein Schaden für die Seelen! Nun geht die Reise über die Förde.

Ich denke an den Rhein, wo die Wasserprozessionen unter herrlichem Gepränge stattfinden. Ein stilles Lobgebet muß hier Ersatz leisten. Am andern Ufer liegt das schöne bischöfliche Gut Stubbe. Auch der äußere Besitz ist im Schoße der Zeiten für die Kirche geschwunden, das ist am ersten zu entbehren. Endlich komme ich an das Ziel der Reise. Im Lazarett liegt ein westfälischer Landsturmmann. Ich mache ihm klar, daß er sich nicht stoßen dürfe an den Mangel der äußeren Feierlichkeit, und freue mich an dem tiefen Glauben des Mannes. Ja, mit so einem treuen Sohn der Kirche kann ich Fronleichnam halten, den Heiland anbeten, ihm danken, ihn anrufen. Ich sah es dem Manne an, wie es für ihn ein wahrer Trost und eine wirkliche Hilfe war in seinen Nöten, mit seinem Herrn und Gott sich vereinigen zu können. Jesu fili Dei vivi miserere nobis. Lebendiger Glaube, inniges Vertrauen, starke Liebe. Welch' schönes Christentum. Gehobenen Herzens verließ ich den Kranken, der alsbald den Weg der Besserung gewann.

Fronleichnam. Wie durch den Norden, so nahm der Heiland ein anderes Mal den Weg durch den südlichen Teil der Gemeinde. In der Heil- und Pflegeanstalt in Kropp war der Kranke gemeldet. Aber die Freude blieb uns diesmal versagt, dem Kranken die Gnade der Wegzehrung zuzuwenden. Der Zustand des Kranken war der Art, daß ich es ohne Gefahr der Verunehrung nicht tun konnte. Dadurch entstand für mich die Notwendigkeit, einen wahren Prozessionsweg mit dem Heilande zurückzulegen. Ich sollte am Nachmittage Aushilfe leisten im Nachbarort, zu dem ich durch die Bahnfahrt über die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte. So blieb nichts übrig, als den Rest des Weges zu Fuß zu machen und ich tat es gerne. Stundenlang schritt ich dahin, durch stille Waldungen, an einsamen Gehöften vorbei, ganz allein mit meinem Herrn und Gott. Immer lag mir im Sinn der Gang Mariä zu ihrer Verwandten Elisabeth; manches Mal ist bei diesen und anderen Gängen das „Magnificat" aus der Seele gestiegen. Erstaunt sah mich der Konfrater an, als ich schweigend das Haus betrat und gleich in die Kirche ging, um das heilige Sakrament in den Tabernakel zu legen. So wandelt der Heiland auch heute noch durch die Fluren von Ort zu Ort. Möge bald die Zeit anbrechen, wo auch in der Diaspora hier im Norden wir ihm die feierliche Verherrlichung darbringen können, die ihm gebührt, „unserm Heiland, unserm Lehrer, unserm Hirten und Ernährer."

*) Wir entnehmen diesen Artikel der letzten Nummer des Bonifatiusblattes. Er werde, so dachten wir, mit besonderer Freude und Rührung von denjenigen gelesen werden, die sich bis heute so eifrig an der güldenen Brockensammlung beteiligten.

An der Kommunionbank.

Es wird nicht überflüssig sein, bei den vielen jetzt stattfindenden Kommunionen einige Regeln über das Verhalten an der Kommunionbank in Erinnerung zu bringen.

1. Das Kommuniontuch ist dazu bestimmt und vorgeschrieben, daß man es gehörig vor sich halte, damit die hl. Hostie, sollte sie den Fingern des Priesters entgleiten, weder auf die Kleider des Kommunizierenden, noch auf den Boden falle. Deshalb ist dringend zu empfehlen, das Kommuniontuch auf folgende Weise zu halten:

Man ergreift dasselbe mit dem Daumen und dem Zeigefinger beider Hände so, daß es etwas über die Daumen reicht: dann erhebt man die Hände, gut spannenweit von einander, bis zur Brusthöhe und drückt die Daumen mit dem Tuche fest an den Körper an. Nun richtet man die übrigen Finger unter dem Tuche aufwärts, so daß man mit letzteren ein Tischchen bildet, auf welchem z. B. der Katechismus eine gerade Lage hätte.

2. Den Kopf halte man nicht gesenkt, sondern aufrecht. Je kleiner jemand ist, desto mehr muß er denselben in die Höhe halten, damit der Priester leicht auf den Mund sehen kann.

3. Die Zunge soll man nicht lang herausstrecken, was sehr unanständig wäre, aber auch nicht hinter den Lippen halten, sondern sie ruhig auf die untere Lippe legen, daß sie etwas über der Lippe hervorsteht.

4. Den Mund soll man nicht aufsperren, sondern nur zur Hälfte öffnen, so daß zwischen der Zunge und den oberen Zähnen gehörig Raum ist, um die hl. Hostie leicht auf die Zunge legen zu können.

5. Die Augen schließt man so, nachdem man die hl. Hostie angeblickt hat, daß man nichts mehr sieht; doch soll man dieselben nicht mit Gewalt zudrücken.

6. Sobald man spürt, daß die hl. Hostie ganz auf der Zunge liegt, zieht man diese bescheiden zurück und schließt den Mund auch langsam, ohne das Kommuniontuch an denselben zu bringen.

7. Sollte es je bei einem vorkommen, daß die hl. Hostie auf das Kommuniontuch fiele, so bleibe er ganz ruhig und halte das Tuch fest, damit der Priester dieselbe leicht abnehmen könne. Die Stelle, auf der das hochwürdigste Gut gelegen und neben welcher man irgend ein Zeichen anbringen sollte, muß später von dem Priester ausgewaschen werden.

8. Man hüte sich, die hl. Hostie lange im Munde zu behalten. Sollte sie je einmal im Gaumen ankleben, so suche man ganz ruhig und ohne Angst dieselbe mit der Zunge loszulösen.

9. Nach Empfang der hl. Kommunion vermeide man das Ausspeien, bis man etwas genossen hat; in der ersten Viertelstunde sollte es nie geschehen.